

Das Kind des roten Frieder.

I.

Der Herbstabend dämmerte über dem Strande, und die Fischerboote kehrten von der See zurück. Die grünen Wellen mit ihren weißen Schaumkämmen rauschten bis an die Dünen, der Wind ging scharf, und am Himmel segten zerrissene Wolkenfetzen. Das Meer war am Nachmittage in großer Bewegung gewesen, und darum standen Fischerweiber mit ihren Kindern zahlreicher als sonst auf den Dünenhügeln und spähten bange und hoffend hinaus auf die bewegte Fläche und beobachteten mit scharfem Auge die braunen und weißen Segel, welche, vom Winde getrieben, nacheinander dem Strande zuliefen. Die meisten Fischer waren schon heimgekommen, immer kleiner wurde das Häuflein der Wartenden, aber trotz der Angst im Herzen sprachen die Weiber kein Wort, und auch die Kinder klammerten sich stumm an ihre Mütter. Es wohnt ein ernster Menschenschlag an den Küsten, der nicht so leicht klagt und zagt, der von Jugend an sich gewöhnt hat, Gefahren ins Auge zu sehen, und der vielfach selbst, stumm und gefast, mit dem herbsten Schmerze ringt, wenn die Welle einen Toten an den Strand spült, der vielleicht wenige Stunden vorher heiter und furchtlos auf die gewohnte Tagesarbeit hinausgezogen war. Nicht alle freilich sind aus diesem harten, zähen Holz. Das blonde Weib dort, das hart am Gestade steht, so daß die Wellen ihr den groben schweren Schuh neken, und das in stiller Angst, mit bleichem Angesicht die Hände faltet und ringt, indes ein etwa zehnjähriges Mädchen sich fest an sie schmiegt und mit dem Arme ihren Leib umschlingt, scheint von andrer Art.

Ihr Mann, der Wilm, wie er hieß in Abkürzung seines Vornamens Wilhelm, ist um Mittag mit seinem Freunde, dem roten Frieder, mit dem er gemeinsam ein großes Boot besitzt, ausgefahren; dann kam das böse Wetter, und nun waren die beiden noch nicht herein, trotzdem ein Boot nach dem andern anlangte.

Es begann zu dunkeln, einsam ward es am Strande, und das Weib spähte noch immer mit erregtem Atem hinaus nach einem